

Martin

Es sind nur ein paar mehr oder weniger intakte Synapsen, die einen Durchschnittsmenschen vom Massenmörder, Debilen oder Glücklichen trennen. Wir alle tragen die knapp drei Pfund schwere, graurosa Masse in unseren Schädeln spazieren, und doch bringt dieses fragile Gewabbel manche dazu, so erfüllt zu leben, dass sie darüber Diavorträge halten müssen, andere wiederum bringen sich um. Ein zufälliger Stoss am Türrahmen, die falsche Droge oder überdosiertes Unglück, und schon verwandelt sich ein mündiges Geschöpf in einen Zombie, in einen Haufen zuckender Biologie mit dem freien Willen einer Qualle.

Über mir wohnt Martin. Bei Martin muss an einer bestimmten Kreuzung in seinem Leben mal eine größere Havarie stattgefunden haben. Martin ist schätzungsweise fünfzig, lebt hinter zugenanagelten Fenstern, und jeden Abend bringt ihm seine Mutter warmes Essen vorbei. Die alte Dame klingelt jedoch nicht, sondern steht im Garten, vor meinem Fenster wie das gerahmte Portrait einer aus der Zeit gefallenen Grande Dame, sommers wie winters mit einem schwarzen Persianermantel bekleidet und einem schwarzen Wollhütchen auf dem akkurat frisierten, weißen Haar. Immer trägt sie Lederhandschuhe, fast so als wolle sie verhindern, dass später einmal ihre Fingerabdrücke gefunden würden. Sie wispert mit sirrendem Tremolo den Namen ihres Sohnes, bis ich über mir die Wohnungstür schlagen höre, Martin dann im grünen Frottee-Bademantel ins Bild schreitet, die Tupperdose mit dem Essen entgegennimmt, seine winzige Mutter, die ihm nicht einmal bis zur Schulter reicht, auf den Scheitel küsst und wieder

nach oben in sein Refugium verschwindet. Ich habe sie noch nie ein Wort wechseln hören, und Martin bittet seine Mutter auch nicht herein. In ihrer wortlosen Übereinkunft wirken die beiden wie Figuren einer mittelalterlichen Turmuhr. Ich habe eine solche Uhr einmal auf einer Reise gesehen. Zu jeder vollen Stunde öffneten sich links und rechts des Zifferblattes zwei Türchen, und zwei Reihen geschnitzter Figuren rückten im Stakkato gegenläufig aneinander vorbei. Die Figuren trafen sich für einen kurzen Augenblick, einen Wimpernschlag lang standen sie sich gegenüber und blickten sich in die hölzernen Augen, bis die Mechanik sie zwang, ihren Halbkreis zu vollenden und hinter der jeweils anderen Tür zu verschwinden.

Allabendlich erlebe ich diesen stillen Augenblick von Innigkeit, die schlangenbeschwörerisch wispernde Mutter und ihr hünenhafter Sohn, der irgendwann mal dem Leben verloren gegangen ist, hinter meinem Fensterglas gerahmt wie lebende Bilder in einer Camera Obscura.

Martin macht einmal am Tag einen Spaziergang. Ich höre seine Tür über mir schlagen, wenn er kommt und geht, als wolle er, dass sein Treiben von mir bemerkt wird, dass ich Kenntnis nehme als ein stilles Gegenüber, dass ich sein Leben bezeugen kann. Die restliche Zeit verbringt er an der Schreibmaschine und tippt Briefe an die Regierung, den Papst und an alle Nachbarn. Martin hat eine Menge Botschaften an die Welt, und täglich klappern die Tasten. Als Logo auf seinem Briefpapier hat er sich eine Art Golgathaberg erdacht, einen Hügel, auf dem drei schwarze Kreuze stehen, ein großes in der Mitte, flankiert von zwei kleineren. Wenn ich nach Hause komme, kann ich die Kreuze schon durch den kleinen Gitterschlitz in meiner Briefkastentür sehen. Neulich schrieb er über schützenswerte Vogelarten, er schrieb „Vögelarten“, was mich ein bisschen lächeln ließ. Er hat es sicher nicht

gemerkt. Vor ein paar Wochen bekam ich die Kopie eines Schreibens an die Bundeskanzlerin, in dem er anmahnte, dass die Regierung dafür Sorge zu tragen habe, die Radfahrer sollten nicht immer auf den Gehwegen fahren, und schon gar nicht so schnell, da müsse man doch endlich mal hart durchgreifen.

Auch mit mir spricht Martin nicht; wenn er mich schon kommen sieht und bevor wir uns im Flur begegnen könnten, dreht er lieber noch einmal um und wartet, konzentriert irgendwas auf dem Boden betrachtend, ein bisschen abseits, bis ich vorbei gegangen bin.

Martin bringt oft überfahrene Tiere mit nach Hause und beerdigt sie im Garten. Verdun und Arlington wirken wie Miniaturen im Vergleich zu unserem Gräberfeld der im Straßenverkehr Gefallenen. Martin hockt breitbeinig in seinem knielangen grünen Bademantel – ich habe ihn in all den Jahren niemals etwas anderes tragen sehen - im Gras und hämmert aus den dünnen Leistchen von Obstkisten kleine Kreuze zusammen. An guten Tagen bringt er eine prall gefüllte Plastiktüte voller Kadaver mit. Die toten Tiere wickelt er in mehrere Bahnen Küchenrolle ein, sie sehen von meinem Fenster aus wie winzige Mumien. Er bewegt dabei seine Lippen, aber ich kann nicht hören, ob er mit den Tieren spricht, vielleicht ein Gebet flüstert, oder ob er schon im Geiste sein nächstes Schreiben formuliert. Auf jedes Kreuz schreibt er das Funddatum und ein Merkmal des jeweiligen Tieres und Fundortes. So ist auf einem Kreuz beispielsweise zu lesen: „Vogel, nackt, vor Seiteneingang Karstadt“. Auf einem anderen: „Hase, nur noch ein Ohr, Bahnhofstr. Höhe Elektro-Wulf“. Dann hebt er mit einer Suppenkelle das kleine Grab aus, legt die weiße Mumie hinein und streut noch eine kleine Beigabe darüber, für den Hasen ein paar Haferflocken, für die Vögel

Sonnenblumenkerne. Zum Schluss schaufelt er die kleine Grube zu.

Während er an den Kreuzen hämmert und malt, lächelt er versunken und ich frage mich oft, ob er nicht das beste Los von uns allen gezogen hat.

Mein Leben dagegen war bisher recht gleichförmig verlaufen, ähnlich wie das Dasein der Turmuhrfiguren. Ich hatte mich auf die Geradeausspur gezwungen, doch immer begleitet von einer kühlen Ahnung, dass es die falsche Entscheidung gewesen sein könnte. Dass ich meinem Leben noch keine Chance gegeben hatte, mich zu überraschen und eine neue, ganz andere Richtung einzuschlagen. Ständig glich ich mein Leben mit dem anderer ab. Bei jeder Zeitungsmeldung schaute ich zuerst auf das Alter der Personen – Ministerpräsident mit vierzig, Drillingsmutter mit sechzehn, ermordet mit 28. Die Hälfte meiner Schulfreunde hatte bereits ihr eigenes Haus bezogen, kaum einer war noch kinderlos. Nur ich hatte keine Leidenschaften, keine Talente und keine Vorstellung von einem erfüllten Leben, daher ging ich seit Jahren jeden Tag in ein Reisebüro und verkaufte Illusionen von Stränden, bunt blinkenden Metropolen und grenzenloser Freiheit mit All-inclusive-Buffer und Kinderanimation. Ich rettete zermürbte Familien, versorgte frisch getrennte Studentinnen mit einem Flugticket nach Neuseeland und buchte Honeymoonsuiten auf der Donau-Kreuzfahrt. Zuhause trank ich jeden Abend eine Flasche Weißwein und schaute der Dämmerung bei ihren Verrichtungen zu. Der Wein brandete sanft gegen die Hirnrinde, und ich dümpelte dem nächsten Morgen entgegen. Vor ein paar Tagen aber war das Aufwachen ein einziger Schmerz. Windstille, keine Regung da draußen, nur ein Tosen im Kopf. Meine Gedanken waren nicht mehr meine Gedanken, oder

zumindest ganz andere als die, die ich bisher gedacht hatte. Hat der Mörder im Wald eigentlich auch Angst vor Mördern im Wald? Was passiert, wenn sich zwei Mörder nachts im Wald begegnen? Freuden sie sich an, oder bringen sie sich um? Wie viele Leichen liegen wohl noch unentdeckt in bundesdeutschen Wäldern? Ich holte meinen Grundschulatlas, zählte die Wälder und berechnete die Leichen.

Ich fürchtete, wahnsinnig zu werden. Trinken ging plötzlich nicht mehr. Meine Hände zitterten, eine diffuse Furcht krallte sich in mir fest und ließ mich kaum atmen. Ich versuchte, mich mit hochdosiertem Fernsehen wieder in die Normalität zurückzuzwingen. Zehn, vierzehn Stunden lang sah ich mir alles an, wahllos – Snookerturniere, Dokumentationen über Beuteltiere und Azteken, Kindersendungen, in denen die Herstellungsschritte von Linoleum erklärt wurden. Ich lag auf dem Boden, sah eine Fernsehsendung, in der Kinder mit offenem Rücken von sensibler Gitarrenmusik untermalt aus dem Krankenhaus entlassen wurden. Deren Mütter waren immer ungeschminkt und bewohnten Energiesparhäuser mit gut geputzten Holzfußböden. Plötzlich heulte ich, als ich die Narbe auf dem Rücken sah, heulte über die sauberen Holzfußböden und über die Mutter, die mit frisch gerötetem Gesicht ihr hinten zusammengeflicktes Kind über den Bildschirm trug. Heulte, bis es mich schüttelte, und es hörte einfach nicht auf.

In dieser Nacht träume ich, ich hätte Monika Weimar überfahren. Mit brüchiger Stimme wimmerte sie, dass sie es doch war, die ihre Kinder umgebracht hat. Durch die blondierte Föhnwelle sickerte Blut. Monika Weimar lag vor meinem Auto und glotzte mich an. Kinder mit brachliegender Wirbelsäule ritten auf Beuteltieren durch Linoleumbrei. Die ganze Nacht.

Am nächsten Tag wage ich mich wieder vor die Tür. Es ist zu hell, zu laut, zu lebendig. Leute haben Dinge zu erledigen, Pläne, Termine, etwas auf das sie sich freuen oder dem sie mit mürrischen Gesichtern begegnen. Nur ich habe mich auf unbestimmte Zeit krank gemeldet und nichts weiter vor, als mich wie in einem Experimentierkasten den Kräften da draußen auszusetzen und zu sehen, ob sie mich ins Leben zurück ziehen oder mich niederwalzen. Ich warte auf Zeichen – wenn sich der Mann mit der Penny-Tüte in den nächsten dreißig Sekunden am Ohr kratzt, werde ich erfahren, wie es mit mir weitergeht. Wenn in der nächsten Minute ein Auto mit Schnapszahlen-Kennzeichen vorbeifährt, wird mein Leben besser. Keine Schnapszahlen, niemand kratzt sich.

Nur ein Hund steht plötzlich vor mir und schaut mich an, als würde er mich kennen. Er trägt kein Halsband und sieht aus wie das, was man nach einem Auszug hinter dem Bett oder der Waschmaschine findet. Formloses Gewölle, ohne Glanz, nur seine Augen blicken ernst und aufmerksam. Es ist niemand in der Nähe, zu dem der Hund gehören könnte. Der Hund und ich beäugen uns.

Meine Mutter erzählte mir früher immer von Engeln und himmlischen Zeichen, hinter jeder Katze auf der Straße und jedem bettelnden Kind im Süden vermutete sie, dass sich ihr Schicksal zum Besseren wenden könnte, so sie nur richtig darauf reagierte. Das hatte bislang zu mehreren Auffahrunfällen und Verlust von Geld und sämtlichen Ausweisen geführt, jedoch nie zu Sinneswandel und Lebensverbesserung.

Manchmal orakele ich aus alter Gewohnheit ein bisschen herum, aber im Grunde glaube ich an nichts. Mir ist noch nie einer begegnet, der mein Leben verändert hätte – kein

Mann, der sich im wegweisenden Moment am Ohr kratzt,
keine Katze und auch kein Hund.

Ich beneide den Hund. Ich möchte auch jeden Tag an den
Hausecken schnüffeln und nicht über Sinn und Ziel
grübeln. Einfach nur Hund sein, glücklich mit einer
Schüssel Futter und einer warmen Hand auf dem Rücken.
Der Hund schmiegt seinen rauen Kopf in meine Kniekehle
und gibt ein wohliges Grummeln von sich. Ich beuge mich
zu ihm herunter, drücke meine Stirn an seine und antworte.
So hocken wir mitten auf dem Gehweg einer belebten
Straße und grummeln. Ich sehe Beine und Tüten
vorbeihasten, der Hund riecht wie mein Tröstetier aus
Kindertagen, ein zerfledderter Stoffhase, der niemals
gewaschen werden durfte, weil er mit dem frischen Duft
von Weichspüler seine Fähigkeit zum Trösten verlor.

Als ich mit dem Hund nach Hause komme, ist zum ersten
Mal kein Schreiben von Martin im Briefkasten. Ich sehe ihn
im Garten, ganz versunken malt er auf einem Holzkreuz
herum, das auffallend größer ist als die anderen. Aber das
frische Tiergrab dazu kann ich nicht entdecken.

Entgegen seiner üblichen Bestattungsgewohnheiten hat er
zudem mehrere Wasserfarbkästen aufgebaut und pinselt
das Kreuz in bunten Farben an. Über seine Schulter kann
ich lesen, was auf dem Kreuz geschrieben steht: „Mama,
schwarzer Pelzmantel, zuhause“. Er spürt meinen Blick und
dreht sich zu mir herum. Er lächelt.

„Die liegt da nicht wirklich drin. Ist nur für hier, ein Denkmal
oder sowas, gefällt ihr bestimmt. Vorhin war einer vom Amt
hier und hat's mir gesagt. Ist einfach umgefallen. Guck –
so!“

Dabei verdreht er seine Augäpfel nach oben, dass nur noch
das Weiße zu sehen ist, greift sich an die Brust, streckt
seine himbeerfarbene Zunge weit heraus und lässt sich

über mehrere Tiergräber fallen. Dort bleibt er liegen, mit dem Gesicht im Rasen und nach oben gerutschtem Bademantel, der eine Unterhose mit Rennautos freilegt. Der Hund tapert heran und schleckt dem regungslosen Martin über den Nacken.

Ich hole eine Flasche Zitronenlimo und zwei Weingläser und setze mich zu Martin zwischen die Gräber. Der Hund hat sich inzwischen auf Martins Beinen drapiert und seine Nase tief ins grüne Frottee vergraben. Er schnaubt zufrieden, und Martin kraut ihn dabei hinterm Ohr.

„Jetzt hat sie das große Kreuz zwischen den kleinen, wie auf deinen Briefen“, sage ich.

Martin nickt, drückt den Hund an sich und nippt an der Limo. Schweigend schauen wir der Dämmerung bei ihren Verrichtungen zu.

Vielleicht gehe ich nicht mehr zur Arbeit. Vielleicht stelle ich mir ein Flugticket nach Neuseeland aus, da war ich noch nie. Vielleicht mache ich ein Tierheim auf oder heirate Martin. Vielleicht bleibe ich auch einfach im Bett. Mal sehen.